

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 5

Artikel: Vom Freiheitskampf zum Liberalismus : Gespräche mit ungarischen Politikern über 1956 bis heute
Autor: Reinhardt, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ernst Reinhardt

Vom Freiheitskampf zum Liberalismus

Gespräche mit ungarischen Politikern über 1956 und heute

Der den Ungarn seit der jahrhundertelangen Auseinandersetzung mit den Türken innewohnende Freiheitsdrang sowie der Mut und die Ausdauer, für ihre Selbständigkeit zu kämpfen, haben auch die Geschichte des Landes unter der sowjetischen Herrschaft bestimmt. Die zunächst siegreiche, aber dann durch die russischen Panzer niedergewalzte Revolution vom Herbst 1956 blieb zwar ein kurzer Unabhängigkeitsrausch, wurde aber zum Anfang der Kleinen Freiheit, die Ungarn im Kadarismus genoss und die Budapest zur *«lustigsten Baracke im kommunistischen Lager»* machte.

Wohl haben Exil und Deportation, Hinrichtungen und Gefängnis die Sechshundertfünfziger dezimiert und verdrängt, aber sie waren es vornehmlich, die seit Beginn der achtziger Jahre in Diskussionsgruppen über den Übergang zum Mehrparteiensystem und zur parlamentarischen Demokratie berieten und nach Kádárs Sturz mit dessen Nachfolgern die *«Gespräche am Runden Tisch»* führten. Sie gründeten 1988 das *Komitee für Historische Gerechtigkeit*, das die Rehabilitation und neue Beisetzung der Revolutionsführer sowie die Errichtung des Instituts für die Erforschung der Ereignisse von 1956 durchsetzte. Und sie schlossen sich mit Gleichgesinnten zur Partei der Freien Demokraten zusammen, die mit einem klaren Konzept auf eine neue Republik hinarbeitete.

Als mit dem Fall der Berliner Mauer im November 1989 der Ostblock zusammenbrach und sich die Satelliten Moskaus in einem chaotischen Interregnum befanden, war Ungarn bereits an der Vorbereitung freier Wahlen. Sie fanden im Frühjahr 1990 statt. Deutlicher Sieger wurde das national-konservative *Demokratische Forum*, das mit den ebenfalls erfolgreichen *Kleinbauern* und der kleineren Gruppierung der *Christlichen Demokraten* die Koalitionsregierung unter József Antall bildete. Die als zweitstärkste Partei aus den Wahlen hervorgegangenen *Freien Demokraten* führen seither die Opposition an, gefolgt von den *Sozialisten* (Ex-KP) unter dem früheren Aussenminister Gyula Horn und der jungliberalen Bewegung *FIDESZ*.

Was ist von der Revolution 1956 geblieben?

Diese Frage stellte ich Professor *Stefan Musto*, der das Budapester Büro der deutschen Friedrich Naumann Stiftung zur Förderung des Liberalismus

leitet. Das heisst, zunächst fragte ich ihn, *wer* noch da sei aus jenen Tagen, in denen ich als Publizistikstudent von Wien nach Budapest gekommen war, um vom Freiheitskampf zu berichten. Seinen Hinweisen verdanke ich nicht nur die glückliche Wiederbegegnung mit *Gyula Obersovszky*, dem seinerzeitigen Chefredaktor der Widerstandszeitung «*Igazság*», und eindruckliche Gespräche mit den Witwen der Revolutionsführer *Géza Losonczi* und *Pál Maléter*, sondern auch Kontakte mit Sechsfünfundzighern, die heute als führende Liberale die Geschicke des demokratischen Ungarn mitbestimmen.

Der Prominenteste unter ihnen war mir freilich nicht erreichbar: *Árpád Göncz*, seit 1990 erster Präsident des neuen Staates. Er hat sich nach seiner Wahl von den Parteigeschäften der Freien Demokraten zurückgezogen, um dem Land als unabhängige Persönlichkeit zu dienen. Er geniesst einerseits als Schriftsteller und Übersetzer einen hervorragenden Ruf. Andererseits hat man ihm nicht vergessen, dass er 1956 mit den Oppositionellen gekämpft und hernach im Gefängnis mit ihnen gelitten hat. Wie *Václav Hável* in der Tschechei verbindet er mit dem geistigen Profil eines *Homme de lettres* moralische Integrität und Zivilcourage. So hat er einer Vorlage der Regierung, die – unter Berufung auf ein kommunistisches Gesetz von 1974! – die aufsässigen Medien an die Kandare nehmen wollte, seine Unterschrift verweigert. Alle kritisch Denkenden sind ihm für diese Standhaftigkeit dankbar.

Von der Geschichte zur Politik

Als ersten der kontaktierten liberalen Parlamentarier besuche ich *Miklós Szabó*. 1979/80 war er Mitgründer und anschliessend Dozent der *Fliegenden Universität*, die in Privatwohnungen eine zahlreiche und hochinteressierte Hörschaft fand. Ursprünglich Schlüsselfigur in Partei und Fraktion der Freien Demokraten, bestimmt er heute nur noch die grossen Linien mit, gehört aber im Parlament dem Verteidigungsausschuss an. Seinen Beitrag zur Revolution bezeichnet er als «*klein*»: Mitarbeit bei den freiheitlichen Studenten, Beteiligung bei der geistigen Vorbereitung im Petöfi-Kreis und Unterstützung der Zeitung «*Igazság*» (Die Wahrheit), die als Sprachrohr des Aufstands fungierte. Diese Dienste blieben zum Glück vom Regime ungeahndet.

Wäre die Revolution nicht erst 1956, sondern schon bei Stalins Tod 1953 ausgebrochen, als es die BRD-Armee, die NATO und den Warschauer Pakt sowie sowjetische Fernraketen noch nicht gab, hätte er ihr grössere Chancen eingeräumt. Trotz ihres Scheiterns habe sie aber Besserungen bewirkt: den Übergang zur «*weichen Diktatur*», die Lockerung der Parteidisziplin, die

Tolerierung der privaten «*Schattenwirtschaft*» und eine Anhebung des Lebensstandards. Hier billigt er *János Kádár* und seiner 32jährigen Ära gewisse Verdienste zu. Das Hauptbemühen des KP-Chefs, die Spannungen möglichst klein zu halten, habe allerdings jeden Antrieb zur Modernisierung erstickt, so dass sein Erbe vor allem in Auslandsschulden durch schlecht genutzte Kredite bestehe und die Nachlassverwalter zu Konkursverwaltern geworden seien. Als schwerste Hypothek für den demokratischen Prozess sieht er die vom Kommunismus bewirkte Abkehr des Volkes von der Politik, die *Elemér Hankiss* in seinem Aufsatz über den «Wertewandel in Ungarn» («*Transit*», Heft 1, Herbst 1990) statistisch nachweist und als «*Infantilismus*» bezeichnet.

Wie viele Ungarn beschäftigt sich auch Szabó mit der Tatsache, dass ein Drittel der ungarisch Sprechenden in den Nachbarstaaten lebt. Für dieses Problem, das die rigorosen Gebietsentscheide im Frieden von Versailles 1919 geschaffen haben, schlägt er eine ungewöhnliche Lösung vor: Politisch sollten sich die Volksgenossen bestmöglich in den zuständigen Staat integrieren, kulturell jedoch sollten sie von Budapest Impulse erhalten wie im religiösen Leben die Katholiken von Rom.

Kosmopolit aus Imre Nagys Team

*Miklós Vásárhelyi*s Büro, wo er als Präsident der *Soros*-Stiftung innerhalb der Akademie der Wissenschaften amtiert, befindet sich in einem jener pastellfarbenen alten Häuser, die den Burghügel von Buda ebenso attraktiv machen wie die Matthiaskirche und die Fischerbastei. Er ist als Sohn ungarischer Eltern in Fiume (dem späteren Rijeka) geboren, in eine italienische Schule gegangen und unter Kroaten und Slowenen aufgewachsen, bis die Familie dem aufkommenden Faschismus wich. Dann besucht er ein katholisches Gymnasium im calvinistischen Debrecen, wo er – nach einigen Semestern politischer Wissenschaft in Rom – Jura studiert und abschliesst. 1939 tritt er der damals noch illegalen KP bei, mit der er 1944 gegen die Deutschen kämpft und die ihn nach der Befreiung in die Redaktion ihres Zentralorgans «*Szabad Nép*» beruft. Einer der frühesten und konsequentesten Gesinnungsgenossen *Imre Nagys*, begleitet er dessen erste Ministerpräsidentschaft 1953–1955 und bleibt an der Seite des Reformers nach dessen Sturz. Im Herbst 1956 wird er Nagys Pressechef im Ministerrang und informiert die Journalisten im Parlamentsgebäude über die Regierungsbeschlüsse jener ereignisreichen Tage.

Mit Imre Nagy wird er nach Rumänien entführt und wieder in ungarische Haft zurückgebracht. 1958 wird zehn Gefangenen gleichzeitig der Prozess gemacht. Nagy, Maléter und zwei weitere enden am Galgen, der schon stark

angeschlagene *Losonczi* stirbt unter ungeklärten Umständen im Gefängnis; Vászárhelyi ist bei der glücklichen Hälfte, indem er nur eine Freiheitsstrafe erhält und 1960 amnestiert wird. Bis 1972 schlägt er sich im Dienst einer Genossenschaft durch, dann wird wieder ein intellektuelles Leben möglich und Ende der siebziger Jahre sogar ein politisches Engagement in der Opposition. Seit 1984 leitet er den ungarischen Zweig der Soros-Stiftung, die mit den Mitteln eines reichen Exilungarn in den USA den osteuropäischen Staaten Kultur-, Sozial- und Gesundheitshilfe leistet – unter den neidischen Blicken der Regierungen, die lieber selbst als Wohltäter gelten würden. Vászárhelyi ist Mitgründer der Freien Demokraten und gehört seit den Wahlen von 1990 dem Parlament und dessen Aussenpolitischem Ausschuss an.

In seiner Darstellung war der anfängliche Sieg der Revolution ebenso total wie ihr schliessliches Scheitern, für das er die internationale Lage im Kalten Krieg mitverantwortlich macht: Ohne die politische Ängstlichkeit und diplomatische Betulichkeit des Westens wäre der Kampf Nagys um eine Sonderstellung Ungarns in der Art von *Titos* Jugoslawien nicht aussichtslos gewesen.

Auch er kam aus Fiume

Vászárhelyi zeichnet von all meinen Gesprächspartnern das genaueste Bild von János Kádár. Der Mann, der während einer ganzen Generation in Budapest herrschen sollte, ist in Fiume – auch er! – als unehelicher Sohn eines im Hafen stationierten ungarischen Marinesoldaten und einer Slowakin geboren. «*Cermanek*» hiess er, bevor ihm die Partei den berühmt gewordenen Namen gab. Die Mutter lässt sich mit dem Kind in Ungarn nieder, nachdem Fiume italienisch geworden ist. János erhält eine minimale Schulbildung und kommt sehr früh ins Arbeitsleben – und in die KP. In der Nachkriegszeit dient er sich hier bis ins höchste Kader hoch, gerät aber in Ungnade und landet im Gefängnis. Nach der Revolution gehört er zum Kabinett Imre Nagy. Bis zu jenem Coup, der wohl für immer ein Rätsel der ungarischen Geschichte bleiben wird. Gerufen oder gezwungen: Am 1. November 1956 ist Kádár in Moskau und führt Gespräche mit den Sowjets. Von diesen kehrt er zurück als Chef einer neuen Kommunistischen Partei und Inspirator einer neuen Regierung, die im Schatten der russischen Panzer entstehen. Beide Funktionen wird er bis 1988 erfüllen, 1956–1962 und 1972–1978 als Hardliner, dazwischen und danach als liberalster Politiker hinter dem Eisernen Vorhang. Vászárhelyi bezeichnet ihn als «*primitiv, aber taktisch von unerhörtem Gespür*» und billigt ihm – obwohl einer der von ihm Verratenen – zu, dass er «*für Ungarn so viel erreichte, wie das in einem*

Satellitenstaat möglich war». Wie Erich Honecker hat auch Kádár seine Zeit überlebt, allerdings nur um ein Jahr. Körperlich und geistig hinfällig geworden, ist er 1989 gestorben, kurz nach der Rehabilitation von Imre Nagy.

Zur Ehrenrettung seines grossen Freundes Imre Nagy hat Vásárhelyi selbst das Seine getan. Zunächst durch die Einweihung eines Ehrengrabes auf dem Pariser Friedhof *Père Lachaise* 1988. Dann aber vor allem als Organisator jener Feier 1989 auf dem Budapester Heldenplatz, wo er vor 250 000 Landsleuten zur Umbewertung der Revolution sprach. Geschichte kann man nicht rückgängig machen, aber ihre Fehler erkennen und benennen. Es ist wohl kein Zufall, dass auch dieser Wandel am spektakulärsten in Ungarn geschah.

Erforscher der Ereignisse von 1956

Um die weniger spektakuläre, aber äusserst wichtige Seite dieser Aufgabe kümmert sich *András B. Hegedüs*, nicht zu verwechseln mit dem bis auf das «B.» gleichnamigen Ministerpräsidenten 1955/56 zwischen den beiden Kabinetten Nagy. Er empfängt mich im Institut für die Erforschung der Ereignisse von 1956, wie man die komplizierte ungarische Bezeichnung sinngemäss übersetzen kann. Seinen eigenen Beitrag zur Revolution leistete er in der geistigen Vorbereitung, als stellvertretender Sekretär des Petöfi-Kreises, in dem sich Mitte der fünfziger Jahre die Intelligenz von Budapest zu Gesprächen über eine Neuorientierung des Landes traf. Obwohl er im Herbst 1956 nicht unter den Kombattanten war, blieben ihm Haft und Entzug einer Dozentur nicht erspart. Als Ökonom hatte er jedoch ein Auskommen in der Wirtschaft, die ihn während der langen Ära Kádár in verschiedensten Stellen beschäftigte.

Als sich 1988 eine neue Zeit ankündigte, war Hegedüs wiederum bei den Vorbereitern der Wende. In seiner Wohnung gründete er mit Vásárhelyi, Göncz und anderen Gleichgesinnten ein Komitee für Historische Gerechtigkeit, das sich die Rehabilitation der Sechsfünfziger zum Ziel setzte. Für die nötigen Recherchen wurde eine Forschungsstelle errichtet, die sich zum heutigen «*Institut 1956*» verselbständigt hat. Inzwischen gehört Hegedüs selber zu den Rehabilitierten und ist an die Universität zurückgekehrt. Die aktive Politik hat er seinem Sohn István Hegedüs überlassen, der für die jungdemokratische Partei FIDESZ im Parlament sitzt und dort Vizepräsident des Aussenpolitischen Ausschusses ist.

Im Rückblick auf den Herbst 1956 beschäftigt András B. Hegedüs vor allem die schicksalhafte Balance zwischen dem gewaltlosen Protest, den er und seine Freunde wollten, und dem bewaffneten Kampf, der dann spontan ausbrach. Wäre es nicht dazu gekommen und hätte nicht das englisch-fran-

zösische Suez-Abenteuer ein so willkommenes Alibi für Gegengewalt geliefert, hätten die Sowjets vielleicht über eine Lösung à la Finnland, Jugoslawien oder Österreich mit sich reden lassen. Allerdings räumt Hegedüs auch ein, die harte Konfrontation habe bei den Russen den Respekt und die Angst vor Wiederholung erzeugt, die Ungarns liberalen Sonderweg innerhalb des Ostblocks ermöglicht hätten. Die internationale Bedeutung der Ungarischen Revolution sieht er darin, dass sie den Kommunismus schon in der Hälfte seiner Laufzeit als verhängnisvolle Fehlkonstruktion entlarvt habe, ja, dass sie eines der besten Zeugnisse der Weltgeschichte gegen jede Art von Diktatur sei.

Fachurteil und Volksmeinung zur Gegenwart

Um so mehr bedauert es Hegedüs, dass die seit 1989 bestehende Chance der Demokratie schlecht genutzt werde. Man beobachte bei der regierenden Koalition weniger den Aufbau moderner politischer und wirtschaftlicher Strukturen als den Rückfall in nationale und konservative Trends, die an die Vorkriegszeit erinnerten. Die grosse Auslandsschuld, mit der die ökonomischen und sozialen Besserungen des Kadarismus erkaufte worden seien, drücke empfindlich, und der etwas chaotische Übergang von der staatlichen Plan- zur privaten Marktwirtschaft habe eine Hysterie bei den Verantwortlichen ausgelöst. Und eine Müdigkeit beim Volk, das sich gerade noch um sein Fortkommen kümmere und den demokratischen Prozess nicht mittrage. Volkes Stimme klingt dazu so: «*Wenn ich dreimal mehr arbeiten muss und dreimal weniger verdiene als früher – was nützt da die Freiheit?*» Die Budapesterin, die das sagt, übertreibt vielleicht, aber unrecht hat sie nicht.

Das Volk betrachtet, wenn auch aus der Zuschauerhaltung, das öffentliche Geschehen mit kritischem Auge und spitzer Zunge. So ist ihm das Bemühen vieler aufgefallen, mit fragwürdigen Beweisen zu den Revolutionären von einst zu gehören, weil das jetzt «in» ist. In einem Witz fragt einer den andern: «*Bist du auch Sechsfünfziger?*» – «*Noch nicht*», sagt dieser. Das Bedürfnis, «*dabeigewesen*» zu sein, hat neben der subjektiven Genugtuung noch einen konkreten Grund: Die Verdienste von damals werden jetzt freigebig ausgezeichnet. Der Fall einer jungen Frau wird mir erzählt, die sich bei der Revision des Geschichtsbildes und der Neubewertung revolutionärer Taten hervorgetan hat. Auch sie wurde geehrt, obwohl sie 1956 noch gar nicht gelebt hat. Dafür bleiben stille, aber effektive Verdienste im Dunkel, wenn niemand sie ans Tageslicht zieht. Mein Übersetzer, Dr. Pál Vezényi, in der Schweiz sesshafter Exilungar und heute als Publizist zwischen Zürich und Budapest pendelnd, weiss über den weithin unbekannten Beginn der Revolution folgendes zu berichten:

Wie die Revolution wirklich begann

In Szeged, wo er damals studierte, äusserte sich im Herbst 1956 der Unmut der Studenten über ihre offizielle Vertretung und deren Massnahmen, die natürlich in engem Zusammenhang mit der stalinistischen Gesamtpolitik standen. Vezényi und zwei Kommilitonen luden auf den 12. Oktober zu einer Versammlung ein, an der sich das Malaise artikulieren sollte. Der Aufmarsch war gewaltig, die Atmosphäre geladen. Die Studenten übten nicht nur massive Kritik, sondern waren entschlossen, sich unabhängig zu organisieren. Aufgabe des Trios war es nun, das kurzfristig Mögliche in Worte zu fassen. Es machte sich an die Arbeit im Bemühen, auf den weiteren Gang der Dinge versachlichend und mässigend einzuwirken, zumal schon die Hochschulen von ganz Ungarn und vor allem von Budapest auf Szeged blickten. Am 16. Oktober fand unter dem Präsidium des Universitätsrektors eine neue Massenversammlung statt, die einen Katalog von zwölf Forderungen verabschiedete. Auf Antrag von Vezényi und seinen Freunden wurde beschlossen, zur Vermeidung von Gewalt auf eine öffentliche Kundgebung zu verzichten und lediglich die Postulate an den Hochschulen des Landes zu verbreiten, damit sich alle dahinterstellen und sie mit vereinten Kräften durchsetzen könnten. Vezényi wurde Kurier nach Budapest, wo die Technische Hochschule zu einer Demonstration für die damaligen Freiheitsregungen in Polen aufrief, die zunächst verboten, dann aber doch zugelassen wurde ...

Der Rest ist Geschichte, ungarische oder Weltgeschichte – je nachdem, wie man die Ereignisse vom 23. Oktober 1956 bewerten will. Und je nachdem, wie man sie bewertet, hat Pál Vezényi mit seinen beiden Freunden ungarische oder Weltgeschichte mitgeschrieben. Aber der Dank des Vaterlandes ist ausgeblieben, und in Vezényis Wahlheimat Schweiz haben die Fichenschreiber aus verdächtigen Verdächtigungen den Schluss gezogen, dass Vezényi ein Ostspion sei ...

Begegnung am Balaton

Imre Mécs, in seinem Sommersitz sonst nur für Parlamentsanrufe über Gemeindetelefon erreichbar, hat sich telegrafisch rufen lassen. In seinem einfachen, aber geräumigen Wagen holt er uns am Bahnhof von Szigliget ab und fährt uns durch «sein» Dorf zwischen dem Balaton und einem bewaldeten Bergkegel, den der Volksmund «*Rock der Königin*» nennt.

Von all meinen Gesprächspartnern ist Mécs der einzige, der sich während der Revolution am bewaffneten Kampf beteiligt hat. Er stand im Herbst 1956 an der Technischen Hochschule Budapests vor seinem Abschluss als

Elektroingenieur. Nach der von ihm mitorganisierten Demonstration am 23. Oktober, die vom Bem-Platz zum Parlament führte, war er bei denen, die zum Sturm auf das Radiogebäude ansetzten. Somit war er vom ersten Schuss an in der Front. Und er blieb es, als der Kampf gegen die russischen Besatzer im Untergrund weiterging. Der Traum von der Freiheit und der Trotz gegen die neue Unterdrückung, aber auch verantwortungslose Durchhalteparolen von Sendern wie «*Freies Europa*» und «*Stimme Amerikas*» hielten bis Januar 1957 illegale Gruppen am Leben, bis westliche Politiker und die im Ausland weilende ungarische Ministerin *Anna Kéthly* zum Aufgeben rieten. So ging man auseinander, und die Exponiertesten ergriffen die Flucht.

Einer, dem dies misslang, trug auf sich einen Brief von Imre Mécs. Das bedeutete für diesen sofortiges Untertauchen. Drei Monate später schien alles ruhig geworden, und Mécs wagte sich wieder vor. Am nächsten Tag war er verhaftet. In einem Prozess gegen dreizehn Revolutionäre war er bei dem halben Dutzend, das die Todesstrafe erhielt. Neun Monate wartete er auf seine Exekution, während 96 Kampfgenossen hingerichtet wurden. Dann wurde er zu «lebenslänglich» begnadigt. 1963 kam er in den Genuss jener Grossamnestie, durch die Kádár im Einvernehmen mit Russland und Amerika erreichte, dass der «*Fall Ungarn*» endlich von der Traktandenliste der UNO verschwand.

Einsichten eines Hauptzeugen

In den drei Jahrzehnten, seit dies geschah, ist der Techniker Mécs im Kontakt mit den Arbeiterräten zum Politiker herangereift. Lange ist er als Unabhängiger seinen Weg gegangen, aber nun ist er leitendes Mitglied der Freien Demokraten und sitzt für sie im Parlament. Er präsidiert dort den Verteidigungsausschuss und gehört dem Rat für Nationale Sicherheit an.

Er hat ein differenziertes Urteil über alle Facetten des historischen Geschehens, an dem er mitgewirkt hat. Sein Psychogramm Chruschtschows, der bis zur Suez-Krise, dem Nichteinmischungswort der USA und den Angriffsparolen der Verbündeten (vor allem Mao Tse-tungs) tatsächlich zwischen einem Arrangement mit Imre Nagy und dem blutigen Durchgreifen schwankte, ruft erneut den spannenden, aber müssigen Fragen: Was wäre passiert, wenn ...?

Mécs erweitert auch das Spektrum der Akteure, etwa um die Gestalt des erstaunlichen *István Bibó*. Dieser Minister des Kabinetts Nagy blieb im November 1956, als seine Kollegen längst ihre unterschiedlichen Schicksalswege angetreten hatten, in seinem Büro im Parlament. Die Sowjets, die mit den Hauptpunkten Budapests auch den berühmten Grossbau an der Donau

besetzten, beachteten ihn nicht. Das ermöglichte es ihm, der Welt als letzter Beteiligter mitzuteilen, dass die rechtmässige Regierung Ungarns überwältigt worden sei. Erst die Regierung Kádár hat bei ihrem Antritt den mutigen Vorgänger «entfernt».

Auch was zu Imre Nagy, der väterlichen Leitfigur der freiheitshungrigen Stürmer und Dränger, zu sagen ist, bringt Mécs treffend auf den Punkt: «Er war ein Gelehrter, langsam und zögerlich, aber er spürte die Bedürfnisse des Volkes und war bereit, sich dafür einzusetzen bis zum Opfer seines Lebens.» Wäre zu ergänzen: Wenn es ums Volkswohl ging, konnte Nagy seine sonstige Vorsicht durchbrechen. *András Hegedüs*, der von ihm 1955 die Ministerpräsidentschaft übernahm und sie ihm 1956 zurückgeben musste, erinnert sich in seiner Lebensrechenschaft *«Im Schatten einer Idee»* an den dramatischen Abend des 23. Oktobers 1956: *«Imre Nagy kam in die Parteizentrale, in Gerös Zimmer, und sank in einen tiefen Sessel. Ich sehe ihn vor mir, wie er dort ziemlich erledigt und verstört sass. Man darf nicht vergessen, die Ereignisse trafen ihn vollkommen unerwartet. Ausserdem war er krank und doch schon relativ alt. Imre Nagy stimmte seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten sofort zu.»*

In Nagys engstem Kreis wurde hernach die Meinung geäussert, er habe hier zu schnell gehandelt. Er hätte seine Zusage an Bedingungen knüpfen sollen, was seine Position gestärkt und es ihm ermöglicht hätte, in der Folge mehr durchzusetzen. Das sind allerdings Spekulationen. Tatsache ist, dass Nagy in jenen entscheidenden Stunden ganz allein den ungarischen KP-Führern gegenüberstand, die nach Hegedüs' eigenem Urteil *«vollkommen den Sinn für die Realitäten verloren hatten»*. Weder Géza Losonczi noch *Ferenc Donáth*, die Nagy als Gesinnungsgenossen mit klarem Konzept und fester Haltung berieten, waren anwesend. Um so wichtiger war ihre Rolle in der zweiwöchigen Regierungszeit.

Vordenker der Wende

Will man etwas über Losonczi erfahren, der immer als erster in Nagys Umgebung genannt wird und auf dem «Friedhof der Märtyrer» zu Recht seinem Meister am nächsten liegt, dann geht man am besten zu seiner Witwe. Die frühere Ärztin *Dr. Mária Haraszi* bewohnt mit ihrem zweiten Gatten, *Szilárd Ujhelyi*, eines der bescheidenen alten Häuser auf dem mit postmodernen Millionenbauten bestückten Villenhügel von Budapest. Wer sie befragt, bekommt kein politisches Statement, wohl aber ein menschliches Zeugnis, das einmal nicht nur vom Leiden des Helden, sondern auch vom Mitleiden seiner Angehörigen handelt.

Mária Haraszti ist Tochter eines Journalisten aus dem jugoslawischen Subotica, der 1929 ausgewiesen wurde und nach Budapest ging. 1945 beginnt sie gleichzeitig das Studium und die Ehe mit Géza Losonczi. Er ist von der Ausbildung her Gymnasiallehrer für Französisch und Ungarisch, zieht aber den Journalismus vor. Als Kommunist mit Ambitionen ist er in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre bereits Staatssekretär im Kulturministerium.

1951 kommt die erste, grosse Katastrophe: Vater Haraszti, Géza Losonczi, Szilárd Ujhelyi und viele ihres Geistes werden verhaftet. Losonczi, der besonders Sensible, verlässt 1954 das Gefängnis als gebrochener Mann, physisch mit Tuberkulose, aber die Folgen der psychischen Belastung wiegen nicht weniger schwer. In der Kur reift sein Entschluss, sein künftiges politisches Engagement ganz mit der Arbeit Imre Nagys zu verbinden.

In der Krise vom Sommer 1956, wo sich *Mátyás Rákosi* nach langer Schreckensherrschaft zurückziehen muss, aber in *Ernö Gerö* einen völlig einsichtslosen Nachfolger als KP-Chef erhält, da ist es Losonczi, der die Rückkehr Nagys als Ministerpräsident fordert. Doch die tauben Ohren öffnen sich erst durch den Aufstand vom 23. Oktober 1956 ...

Nun erfolgt der Kurswechsel blitzartig. Nicht nur wird Nagy innert Stunden Regierungschef, sondern auch Losonczi und Donáth rücken – ohne ihr Wissen – ins Zentralkomitee der KP auf. Als sie von dieser «Ehre» erfahren, schreiben sie sofort einen Brief und verzichten darauf, einem Gremium anzugehören, das Ungarn in das soeben entstandene Debakel geführt hat. Überhaupt wird jetzt nicht mehr von der Partei regiert, sondern von einem Team fähiger Köpfe, die Nagy um sich geschart hat und unter denen Donáth und Losonczi Schlüsselstellungen einnehmen, letzterer vor allem in der Kulturpolitik. Doch der Traum eines Kommunismus mit menschlichen Zügen wird am 4. November 1956 von russischem Artilleriefeuer zerstört.

Deportiert nach Rumänien

Nagy und sein engster Kreis, darunter Losonczi, Donáth und Ujhelyi, folgen einer Einladung Titos in die jugoslawische Botschaft. Nachdem die Kämpfe um Budapest vorüber sind, wird den Eingeschlossenen mit ihren Familien freier Abzug versprochen, falls sie Kádárs Regime anerkennen. Ihre Antwort ist nein, das Warten geht weiter. Da fährt ein Autobus vor, der die Festsitzenden nun doch nach Hause bringen soll. Es erheben sich Zweifel, und der jugoslawische Botschafter garantiert weiteren Schutz.

Aber Imre Nagy hält das Angebot für eine Vereinbarung zweier Regierungen und nimmt es an, alle andern folgen. Die Fahrt geht direkt in die sowjetische Militärkommandantur. Dort erscheint *Ferenc Münnich*, Kádárs Statthalter, und wirbt um Zustimmung für seinen Herrn. Auch er bleibt ohne Erfolg. Jetzt ist die Geduld der Machthaber zu Ende. Bei Nacht und Nebel werden die Widersetzlichen in drei Flugzeugen nach Rumänien deportiert.

Man hält sie als streng bewachte Gäste in einem Erholungsheim bei Bukarest. Nagy, Donáth und Losonczi kommen mit ihren Angehörigen in separate Sommerhäuschen und werden schliesslich von den Ihren getrennt. Sie werden nach Budapest zurückgeschoben, wo ihr Prozess vorbereitet wird. Frau Losonczi macht auf die angeschlagene Gesundheit ihres Gatten aufmerksam, aber eine Sonderbehandlung für Kranke gibt es nicht. Sie darf ihm schreiben und ihre Briefe mitgeben – auch als er bereits gestorben ist. Vom Prozess gegen die Hauptangeklagten wissen die Angehörigen wenig, von den Urteilen zunächst nichts. Erst anderthalb Monate hinterdrein gibt ein Communiqué die Hinrichtung Nagys, Maléters und anderer bekannt – auch den Tod Losonczis, der in der Haft seiner Krankheit erlegen sei. Das alles geschieht im Sommer 1958, und im Winter kehren die in Rumänien Verbliebenen nach Hause zurück.

Von diesem Unglücksjahr bis 1983, also ein Vierteljahrhundert lang, macht Mária Losonczi, die 1964 ihren Leidensgenossen Szilárd Ujhelyi heiratet, hartnäckig Versuche, die Todesumstände und den Begräbnisort ihres ersten Gatten zu erfahren. Widerstrebend gibt man ihr lückenhafte und widersprüchliche Papiere. Das Aufschlussreichste ist ein Exhumierungsprotokoll, aus dem hervorgeht, dass Losonczi mit frischen Rippenbrüchen gestorben ist ... 1988 sind die Ujhelyis unter den Gründern des von András B. Hegedüs initiierten Komitees für Historische Gerechtigkeit, das trotz so vieler verwischter Spuren manches an der Revolution erhellen mag, aber kaum das Schicksal all ihrer Exponenten aufklären wird.

Doch der Blick des Paares war immer auf die Gegenwart und in die Zukunft gerichtet. Politisch an der Front gewesen ist Szilárd Ujhelyi, während der Revolution Stellvertreter von Kulturminister *Georg Lukács*, seit seiner Rückkehr aus der rumänischen Gefangenschaft nicht mehr. Aber er war in der historischen Forschung tätig und hat später eine der Gruppierungen geleitet, die den demokratischen Prozess in den achtziger Jahren in Gang setzten und nach Kádárs Sturz 1988 in den «Gesprächen am Runden Tisch» die Basis für das freie Ungarn legten. Seine Freude am Erreichten wird nur dadurch getrübt, dass das erhoffte Aufleben des Geistes von 1956 ausgeblieben ist, und dass das einmal so aktive Volk nur noch erstaunt und enttäuscht zusieht, wie sich in einer Atmosphäre national-konservativer

Restauration und einem wirtschaftlichen Kontext von Umstellungskrisen und Inflation seine Verarmung vollzieht.

Volksheld aus dem Grossbürgertum

Meine letzte Erkundung gilt dem Mann, der im Herbst 1956 zum Symbol des kämpfenden Volkes wurde: Pál Maléter. Seltsam: Keiner der Politiker, mit denen ich eine Woche lang sprach, hat den Namen von sich aus genannt. Etwa, weil er schon sakrosankt über den politischen Handeln steht? Wohl eher darum, weil Maléter als Soldat nie in sie eingegriffen hat, ausser in dem geschichtlichen Moment, wo das Volk ihn rief.

Auch bei ihm muss man sich an das Zeugnis der Witwe halten: *Judit Gyenes*, die lange nach der Ehe mit Maléter den Geschäftsmann *Ghyczy* geheiratet und bei dessen Tod diesen Namen behalten hat. Ihr Bericht führt sachlich und bescheiden durch das Geflecht der Legenden, das den Helden umrankt, und wird gleichzeitig zu einer Geschichte des Lebens und der Liebe, die bewegt.

An der Vorgeschichte ist vor allem bemerkenswert, dass beide Protagonisten den Wunschvorstellungen der ungarischen Nachkriegsstalinisten total widersprachen: Sie war eine katholische Gutsbesitzerstochter, er ein protestantischer Professorensohn, und ihre Verwandtschaft als Cousin und Cousine zweiten Grades unterstreicht noch ihre gemeinsame Herkunft aus dem Grossbürgertum. Sie wächst in der Provinz auf und schafft trotz staatlicher Hindernisse den Weg zur Agronomin und den Sprung an ein landwirtschaftliches Institut in Budapest. Sein Heimatort fällt im Versailler Frieden an die Tschechoslowakei, in der er gross wird und das vom Vater gewünschte Medizinstudium beginnt. Wegen proungarischer Umtriebe muss er jedoch nach Budapest wechseln, wo sein alter Wunsch nach der Militärlaufbahn durchbricht und ihn an die Offiziersschule Ludovica führt. Nach seinem Abschluss kommt er an die Ostfront. Er wird verwundet und gerät in russische Gefangenschaft. Sein Mut und seine Kompetenz machen ebenso von sich reden wie sein Einsatz für die Untergebenen. Trotz anfänglicher Bedenken lässt er sich zum Guerillero gegen die Deutschen ausbilden und nimmt mit einer Fallschirmtruppe an der Rückeroberung seines Landes teil.

Nach dem Krieg tritt er der Kommunistischen Partei bei, von der er sich eine Erneuerung des Landes verspricht. In dieser Erwartung sieht er sich zwar bald enttäuscht, aber er treibt nicht Politik, sondern verfolgt seine militärische Laufbahn. In den fünfziger Jahren wird er zum Obersten befördert und erhält das Kommando über ein Regiment von Bausoldaten in der Budapester *Kilian*-Kaserne. 1954 – es ist zum Glück die erste Regierungszeit

Imre Nagys – lässt er sich von einem evangelischen Bischof mit der Cousine aus der Gutsbesitzerfamilie trauen. Die Ehe ist keine zweieinhalb Jahre alt, als die Revolution beginnt.

Die Stunde Maléters

Es spricht für die Lebendigkeit und die Spannweite dieser Verbindung, dass Judit Maléter den Aufstand einer plötzlich klassenlosen Gesellschaft gegen den gemeinsamen Feind als begeisterte Anhängerin erleben kann, während ihr Mann im Krisenstab des Regimes fungiert. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt, als Maléter vom Verteidigungsminister den Befehl erhält, mit fünf Panzern das Widerstandsnest im Rundbau des *Corvin*-Kinos nahe der Kilian-Kaserne auszuheben. Schon am Calvinplatz drehen drei Panzer um und fahren zurück. Der vierte fällt bald darauf rauchend aus. Nur der fünfte, in dem Maléter sitzt, erreicht das Aktionsfeld und bleibt im Visier der Freiheitskämpfer vor der Kaserne stehen. Als in der Öffnung die ungarische Flagge und eine weisse Fahne erscheinen, lässt man die Besatzung aussteigen. Maléter, ein Hüne von 197 cm, postiert sich vor dem Fahrzeug und ist bereit zum Gespräch.

Spontan kommen aus der Menge die Forderungen der Stunde: Russen raus! AVO weg! Fahne runter! In diesem Moment bricht im Obersten der ungarische Patriot durch. Er kann sich weder hinter die Sowjets noch hinter die Geheimpolizei, noch hinter Hammer und Sichel in Ungarns Flagge stellen. Damit haben die Aufständischen ihren letzten, stärksten Verbündeten gewonnen: die Armee. Mit ihr, die sich schon vorher des Feuers auf die eigenen Leute enthielt und zum Teil unverhohlen mit ihnen sympathisierte, steht der Sieg der Revolution fest. Bedenkt man, dass von dieser nichts als die beeindruckende Demonstration des Volkswillens übrigbleiben wird, ist der menschliche Mut des Obersten nicht weniger bedeutsam als das politische Handeln der Minister.

Maléter zieht rasch und klug die Konsequenzen. Während am Mast der Kaserne die Fahne mit dem Loch in der Mitte – fortan das Symbol des Widerstandes – aufgezogen wird, ruft er seine Bausoldaten zusammen und stellt ihnen frei, mit ihm an etwas Neuem zu bauen oder nach Hause zu gehen. Dreihundert bleiben. Den im *Corvin*-Kino Verschanzten schickt er ein Sechs-Punkte-Programm mit der Aufforderung, den bewaffneten Kampf der Armee zu überlassen, die ja nun an ihrer Seite steht. Damit beginnt ein Vertrauensverhältnis, das sehr stark das weitere Geschehen bestimmt: Maléter will für das Volk auf möglichst unblutige Weise die Freiheit, und das Volk will Maléter, der innert weniger Tage zum General und Verteidigungsminister avanciert.

Was mir die sportlich-moderne Frau in ihrer geschmackvoll eingerichteten Altwohnung im Pester Zentrum erzählt, korrigiert als Bericht aus erster Hand manche Fehler, die in historische Darstellungen eingegangen sind. Heftige Kämpfe um die Kilian-Kaserne, von denen etwa die Rede ist, waren schon darum nicht möglich, weil die dortigen Bautruppen praktisch keine Waffen und scharfe Munition besaßen, und die Schäden an der massiv gebauten Garnison *Maria Theresias* richtete das Feuer sowjetischer Panzer an.

Epilog mit Blut und Tränen

Auch über Ablauf und Abbruch der Verhandlungen mit den Russen kann man verschiedene Versionen lesen. Authentisch ist nur die eine, die Judit Maléter von zwei ungarischen Delegierten identisch gehört hat. Die von Maléter und dem Minister *Ferenc Erdei* geleitete Abordnung Ungarns hatte nach einer ersten, erfolgreichen Verhandlungsrunde im Parlamentsgebäude den Auftrag, mit den sowjetischen Unterhändlern in deren Stützpunkt *Tököl* auf der Donauinsel *Csepel* die letzten Modalitäten des im Prinzip vereinbarten Truppenabzugs zu regeln. Am 3. November 1956 um 22.00 Uhr wurde die Sitzung vom russischen Delegationschef General *Malinin* eröffnet. Das sehr ins Detail gehende Gespräch verlief sachlich und konstruktiv. Da betrat um ca. 22.30 Uhr eine bewaffnete KGB-Gruppe den Saal, deren Anführer General *Serow* mit Malinin tuschelte. Dieser nahm die Botschaft mit (echten oder gespielten?) Zeichen der Überraschung und des Erstauens entgegen und brach die Verhandlung mit einer bedauernden Geste ab. Die Gefangennahme der Ungarn erfolgte rasch, die Zellen waren in der Nähe. Ein klassischer Verrat in modernem Gewand.

In immer längeren, atemloseren Sequenzen, die mein Übersetzer nur noch resümieren kann, schildert meine Gesprächspartnerin, was weiter geschah: Verschweigen von Maléters Verbleib, bis man auf eine Vermisstanzeige seine Haft im AVO-Gefängnis an der *Fő*-Strasse zugibt; Ablehnung des von der Familie beauftragten Anwalts zugunsten eines Offizialverteidigers; Durchsuchung der ehelichen Wohnung mit Schlägen für die protestierende Gattin; Beschränkung und teilweise Verweigerung von Besuchen, Paketen und Briefen, begleitet von zynischen Frechheiten der Beamten; Entlassung von Frau Maléter aus ihrer Stelle in einem Forschungsinstitut und nach langem Hinhalten Anstellung als Hilfsarbeiterin auf einem Friedhof. Hier erfährt sie am 17. Juni 1958 von Verwandten, dass ihr Mann am Vortag hingerichtet worden ist. Da man keine öffentliche Bestattung wagt, erhält er ein Notgrab im Gefängnishof. Drei Jahre später erfolgt die erste Exhumierung, nach der Rehabilitation und der Anlage des Märtyrer-Friedhofs die zweite.

Und das penible Nachspiel in der neuen Demokratie: Judit Ghyczy, die inzwischen auch ihren zweiten Gatten verloren hat, beteiligt sich an den Bemühungen um eine Neubewertung der Revolution und ihrer Träger. Als sie sich kritisch über einen Rechtsrutsch im Initiantenkreis äussert, wird ihr als Mitarbeiterin des Medizinhistorischen Instituts gekündigt. Ihre Chefin steht Ministerpräsident Antall (dem früheren Institutsleiter) nahe, der bekannt dafür ist, dass er Ämter gern durch ihm gewogene Personen besetzt sieht. So lebt die Frau Pál Maléters, des gefeierten, dann geschmähten und jetzt wieder geehrten Helden der Nation, im «vorgezogenen Ruhestand» an der Armutsgrenze, oder eigentlich darunter.

Das Ungarn von heute und morgen

Hat das neue, demokratische Ungarn etwas von den Impulsen des Volksaufstandes aufgenommen? Von der politischen Gesamtsituation her betrachtet, eindeutig nein. Da wird viel zu reaktiv gehandelt, als gälte es primär, jede Spur des Kommunismus zu tilgen. Dabei hatte er im Grunde schon 1956 ausgespielt, auch wenn die Waffen der Roten Armee seine Restaurierung und Konservierung erzwangen. Die Freiheitskämpfer von damals sind heute politisch Radikaldemokraten und wirtschaftlich Radikalprivatisierer. Sie wollen reinen Tisch und eine klare Ausgangslage, aus der sich das freie Spiel der Kräfte entfalten soll. Mit Sorge sehen sie auf das Spiel von Taktik und Macht, das jenes verfälscht und behindert. Die Chance des Neubeginns, die sie als Jünglinge untergehen und als reife Männer wiederkehren sahen, droht in ihren Augen verspielt zu werden. Diese Wachsamkeit und dieses Verantwortungsbewusstsein, die sie aus unterschiedlichen Stellungen in die Politik geführt haben, sind ihr Beitrag an das Ungarn von heute und morgen.

«Die Eigeninitiative in der Gesellschaft und im Volke mit Macht zu hemmen, war ein Verbrechen, dessen sich unsere vor kurzem gestürzte Regierung schuldig gemacht hatte. Doch es gibt auch ein anderes, möglicherweise genauso schlimmes Verbrechen: mit Macht neue Formen des Lebens aufdrängen zu wollen, deren Vorzüge dem Volke noch nicht bewusst geworden sind und mit denen es sich noch nicht in einem schöpferischen Experiment hatte vertraut machen können.»

Wladimir Korolenko (1920): Ohne Freiheit keine Gerechtigkeit.
Die Briefe an den Volkskommissar Lunatscharski.
Hrsg. von Michael Harms, Berlin: Ernst Kuhn 1993.